

Jens Sparschuh
Morgenlandfahrt
Zwischenstopp

Entstanden während des Hermann-Hesse-Stipendiums in Calw,
Februar bis April 1999

Schon allein die Postadresse mit ihrem verheißungsvollen "c/o Kreissparkasse" lässt den Vierteljahresgast, dessen irdische Adressen für gewöhnlich doch etwas profaner ausfallen, jedesmal erschauern und ihn in eine Amtlichkeit und Würde aufsteigen, als sei er da plötzlich und unerwartet zum Neffen des steinreichen, im Geld badenden Onkel Dagobert geadelt geworden.

Beginnen so nicht allergrößte Träume?

Vom Tellerwäscher zum -

Dreht man nun Rat suchend den Amtsbrief der Sparkasse hin und her, entdeckt man zudem als großes Orakel: das Sparkassenlogo ist ja ein geheimnisvoll gespiegeltes Fragezeichen. Was hat das nur alles zu bedeuten?

Am Anfang dachte ich allen Ernstes, die Stipendiaten-Wohnung müsse sich in unmittelbarer Nähe zum Tresorraum befinden, sei nur mittels eines speziellen Nummerncodes zu knacken - eine Art Hochsicherheits-Trakt eben, zu dem ausschließlich Eingeweihte Zutritt hätten. Und einer von ihnen, ich?

Jedenfalls, die vertrauliche Nähe zum Geld schreckte mich ganz und gar nicht, im Gegenteil, sie war einer der Gründe, weshalb ich überhaupt - und zum ersten Mal in meinem Leben! - ein mir angetragenes Aufenthalts-Stipendium auch wirklich angenommen hatte.

Bis dahin war mir die Vorstellung, irgendwo ein Stipendiaten-Dasein zu fristen, eher ein respektabler Horror, ein schmückendes Motiv für die bunte Spätvorstellung meiner Alpträume.

Menschenskind, dachte ich da immer zufrieden, wenn ich bei mir im Berliner Sessel saß, ich hab doch ein warmes, ein trockenes Zuhause, was soll ich mich da verladen lassen?!

Vor meinem inneren Auge sah ich eine unüberschaubare Kolonne entwurzelter Kollegen durchs Land ziehen, Rucksack über der Schulter, Laptop unterm Arm, Abschiedsträne im Auge - ein modernes Freitischlertum, eine Art groß angelegter Landverschickung, damit man, wie es heißt, "einmal ungestört und in aller Ruhe" arbeiten könne. Im Klartext: man wird verfrachtet in unzugängliche Gegenden, wohin sich kein normaler Mensch je trauen würde, wird verbannt in sibirische Exklaven mitten in Deutschland - vielleicht, dass man dort für gewisse Zeit ruhig gestellt werden soll.

Falls es einen nicht sogar ganz, ganz schlimm erwischt, so wie den Kollegen, der mir erzählte, dass er für ein halbes Jahr als Stipendiat in einem stillgelegten Bahnwärter-Häuschen untergekommen sei. Das hörte sich doch sehr romantisch an, "stillgelegt" klang vielversprechend, und "Bahnwärter-Häuschen" - das passt ja wie sonst kaum etwas zum Berufsbild. Und da man weiß, dass Künstler ("Künstler") mit wenig zufrieden sind und da ihm die örtliche Kulturverwaltung auch versichert hatte, die Höhe des Stipendiums sei jedenfalls viel geringer als es die Abrisskosten für dieses verwaiste Häuschen gewesen wären, schienen hier ein schöner Einklang und stiller Ausgleich zwischen den naturgemäß widerstreitenden Interessen von Kunst und Leben gefunden worden zu sein.

Dann reiste der Kollege an - und es stellte sich was heraus? Das pensionierte Bahnwärter-Häuschen hatte seinen romantischen, Efeu umwucherten, nach neun-zehntem Jahrhundert klingenden Standort unmittelbar an den Gleisen einer der meist befahrenen ICE-Strecken Deutschlands.

Von diesem begabten, wer weiß: vielleicht ja auch frühvollendeten Kollegen (er heißt übrigens ***) und von seinem zu allerschönsten Hoffnungen Anlass gebenden Werk habe ich seitdem nie wieder etwas gehört. Einen anderen Kollegen traf ich mal bei der Messe; ich hatte mich gewundert, warum wir uns in Berlin kaum noch sehen. "Von Stipendium zu Stipendium", erklärte er leise, ein schmerzhaftes Lächeln auf den Lippen, so als müsste ich Bescheid wissen, was das bedeutet. Ich wusste es aber nicht und wollte es auch lieber gar nicht so genau wissen. Nur eines wusste ich: Nie im Leben nehme ich so ein Stipendium an! Nie. Und basta. Und dann, wie gesagt, ging ich wenig später also als Stipendiat nach Calw. Auch basta.

Dieses Stipendium - und das unterstreiche ich gern doppelt und dreifach - ist wirklich äußerst komfortabel bemessen. Das gefiel mir. 1. (klar!) sowieso - und 2. hatte es dadurch auch nicht den Hautgout verstreuter Almosen. Denn manchmal ist es schon bedenklich, wie man sich gemeinhin des Autors Verhältnis zum Geld vorstellt! Platonisch und ein bisschen wie "nicht ganz von dieser Welt". Als sei es der reine Spaß, dass da jemand, ausgiebig nur von Luft und Liebe lebend, ganz auf eigene Rechnung und eigenes Risiko die letzten Geheimnisse dieser Welt erforscht.

Es ist ein weitverbreitetes Missverständnis anzunehmen, ein Autor könne sich seine Abende nur dann nett vorstellen, wenn er - gewissermaßen aus Jux und Dollerei - durch die Welt fährt, um überall seine unsterblichen Werke zu Gehör zu bringen. Gut, die Werke mögen ja unsterblich sein. Aber der Autor ist es im Allgemeinen nicht. Abends ist er z. B. regelmäßig müde. Und sinkt er dann in sein jeweiliges Hotelbett, ahnt er

noch nicht, was ihn erwartet, welche Spukgestalten wohl diesmal aus der quietschenden, knarrenden Lagerstatt auferstehen werden, um ihm die Nachtzeit zu vertreiben.

Nach mancher Lesung wird er diskret beiseite genommen, als ginge es um eine missliche, trotzdem aber notwendige Sache: "Entschuldigen Sie bitte, dass wir jetzt über so eine prosaische Sache wie Geld reden müssen und ich Sie um eine Unterschrift ..."

Aber meine Dame, dieses Autogramm - natürlich von Herzen gern! Ich bin übrigens auch nicht, wenn Sie das meinen, "auf den Flügeln des Geistes" angereist, sondern mit der Deutschen Bundesbahn, 2. Klasse, Großraum. Und - ich bitte Sie! - um Himmels willen: was soll denn am Geld prosaisch sein? Im Gegenteil! "Poesie des Alltags" - dazu fällt mir nichts ein, aber zur Poesie des Geldes doch immerhin ein Gedicht von J. L. Borges, in dem er "das andere geheime Gesicht der Münze" heraufbeschwört, wodurch sich sofort - vor den Augen des Lesers - dieses kleine runde Stück Messing auf zauberhafte Weise in ein paar Stationen Busfahrt, in eine Tasse Kaffee oder in eine Zeitung verwandelt.

Gerade zu dem Zeitpunkt, als mir das Stipendium angeboten worden war, hatte ich einen neuen Roman fertig. Aus irgendwelchen - wahrscheinlich aber sehr plausiblen - Erwägungen hatte ich für diesmal beschlossen, dem traurigen Helden meines Buches kein richtiges Zuhause zu gönnen. So grausam kann das Leben manchmal sein, das ich mir für meine Figuren ausdenke! Also schickte ich meinen Helden auf Reisen und ließ ihn zwischendurch, wie es der Zufall so wollte, in einer Stipendiaten-Wohnung (!) logieren, beziehungsweise hausen.

Getreu dem ehernen Motto: Schreibe nur über Dinge, die du nicht kennst - sonst wird deine Erfindungskraft in unzulässiger Weise gebremst!, hatte ich mir also am grünen Tisch ausgemalt, in was für unmögliche Situationen mein armer Held da geraten sein konnte. Alles ziemlich anschaulich, alles ziemlich schrecklich. Literatur, füge ich hier mit erhobenem Zeigefinger ein, ist nämlich auch Lebenshilfe! Zum Beispiel für den Autor. Schreibend kann er namenlose Ängste bändigen, kann er die tollsten Abenteuer bestehen, ohne selbst dabeisein zu müssen - das alles läuft unter "vermindertem Risiko" ab, so nennt Dieter Wellershoff diesen Vorgang einer Ersatzhandlung beim Romanschreiben.

Nun, dieser Roman war fertig, die Wirklichkeit mit ihren abstrusen Einfällen und hanebüchenen Handlungsverläufen konnte mir nicht mehr groß in die Quere kommen - warum also nicht spaßeshalber noch einmal alle Züge nachspielen und so tun, als ob?

Um es gleich vorwegzunehmen: die Wirklichkeit enttäuschte mich nicht. Sie folgte in wesentlichen Teilen treu, mit geradezu realistisch zu nennender Detail-Versessenheit meiner Beschreibung. Einige Elemente - der Hausmeister, die Katze, das Spaziergehen - hatte sie sogar ganz direkt, nicht zu sagen: ziemlich ungeniert!, aus meinem Buch abgeschrieben.

Insofern, das merkte ich bald, war die Rolle, die ich in diesem Spiel zwischen eigener Fiktion und fremder Wirklichkeit spielen würde, eher passiv. Was zu tun war, war getan. Ich hatte also, schlicht und einfach, ein Vierteljahr frei. Kein Stadtschreiber, ein Stadtschweiger. Zwischenstopp auf der Morgenlandfahrt durchs Abendland.

Sicher ist es kein Zufall sondern auch pädagogische Absicht, dass es in der Stipendiaten-Wohnung einen reichlichen Vorrat an Hesse-Büchern gibt. Und da der Karl-May-Schmöker, den ich mir vorsichtshalber gleich zu Beginn meines Aufenthaltes im schönen Nagoldtal aus der Leihbibliothek geholt hatte - und zwar: "Im Tal des Todes"!(?) - viel zu schnell ausgelesen war, steckte ich also ziemlich bald in Hesse-Lektüren.

Im Ohr hatte ich dabei wohl auch, was ein erstaunter jugendlicher Zeitungsredakteur aus Norddeutschland am Telefon zu mir gesagt hatte, als er mich da plötzlich in einem Hermann-Hesse-Zusammenhang wiederfand: "Hesse? Aber mal ehrlich, Sie können doch Hesse auch nicht leiden, oder? Völlig unlesbares Zeug. Das sind doch alles Sachen von vorgestern."

Meine zaghaften, allerdings auch nicht sehr geistesgegenwärtigen Einwände ließ dieses Greenhorn nicht gelten. Und bei allem, was wir sonst noch zu besprechen hatten, hörte ich aus seinem Unterton heraus, dass er sich nicht ganz sicher darüber war, ob ich a) nicht mehr alle Tassen im Schrank hätte oder b) von der Hesse-Mafia bestochen worden wäre.

"Viel Spaß noch ...", sagte er und beendete das Gespräch seinerseits mit einem "Seltsam, im Nebel zu wandern". (Das kannte er also immerhin!)

Mag ja sein, gebe ich zu, dass Hesse von vorgestern ist. Wobei man natürlich sofort festhalten muss: es ist der reine, unverstellte Größenwahn, wenn man - zumal mit dem Blick aufs Heute! - vom Vorgestern in einem Ton der Herablassung spricht!

Oft wird ja Hesse mitleidig lächelnd abgetan wie eine Jugendsünde. Aber was man einmal, und sei es noch so lange her, mit dem kindlich offenen Blick eines Weltoberers gelesen hat, das behält seine Wahrheit, auch wenn man sich später davon lossagt.

Man sollte Respekt vor der Jugend haben. Auch vor der eigenen.

Ich erinnerte mich jetzt auch wieder daran, was alles gegen Hesse schon vorgebracht worden ist. Diese unerträgliche Gemütlichkeit. Das Fachwerkgezimmerte seiner Geschichten. - Ja und?

Knulps Gespräch etwa mit dem lieben Gott - grenzt das nicht schon gefährlich an Kitsch? Eben - das ist es ja: gefährlich. Hesse schert sich hier nicht im Mindesten darum, was Literatur darf oder nicht. In dieser Fieberphantasie geht es ihm einzig darum, *Knulp* einen würdigen Abgang von der Weltbühne zu verschaffen. Und das tut er.

So etwas rührt mich, und das ist - weiß Gott! - nicht das Schlechteste was Literatur vermag.

Da saß ich nun also im Herzen von Calw, nein, ich stand - und sogar ziemlich weit oben, im Gehirn: das heißt in der Dachstubenwohnung, übers hohe Fensterbrett gelümmelt, das einen wundersamerweise, ob man es wollte oder nicht, immer wieder in die klassische, von Tischbein festgehaltene "Goethe-am-Fenster-seiner-römischen-Wohnung"-Pose brachte.

Unten, in der Welt, begann gerade der Frühling. Der Blick ging nach links, wo hinter den Bergen Tübingen liegt. Und mir gingen zwei Zeilen nicht aus dem Kopf, die ich im Tübinger Turm gelesen hatte, die späte Fassung eines hölderlinschen Frühlingsgedichtes, schon mit Scardanelli unterzeichnet:

"Der Mensch vergisst die Sorgen aus dem Geiste,

Der Frühling aber blüht, und prächtig ist das Meiste ..."

Ich weiß nicht mehr, was mir so an diesen Zeilen gefiel. Vielleicht, dass das Vergessen hier aktiv ist - die Sorgen werden aus dem Geist herausgeworfen, vergessen, wie Gerümpel, weg damit!? Oder, dass Hölderlin in diesen avantgardistischen Strophen, die den Tonfall des späteren Wilhelm Busch antizipieren, unfehlbar einem Reimzwang zur Wahrheit unterliegt. Wenn es Dichter im Allgemeinen gern eine Nummer größer haben - "Alles ist schlecht", "Keiner liebt mich", "Jeder ist allein" (sic!) -, Hölderlin folgt hier unbeirrt und treu dem sprachlichen Genius. Denn der weiß es alle Male besser - es ist ja nur allzu bekannt: auf "Geiste" reimt sich nun wirklich nicht "alles" und "jedes".

Alles und jedes hat seine Zeit. Dann war es also wieder Mittag - höchste Zeit für meinen täglichen Inspektionsgang. D. h.: Fenster mit Karacho zu, was die Tauben zu einem kurzen, ratlosen Rundflug durch die Innenstadt bewegte, Treppen runter, über die Nikolausbrücke, durch den Eisenbahntunnel, vorbei am Bestattungs-Institut Helmut Wurster (hm-mh?), die Stammheimer Steige hoch, ein paar Schritte - dann weitete sich der Blick. Und wenn man sich die paar Berge wegdachte, war es fast wie zu Hause, in der nord-deutschen Tiefebene.

Auf dem Rückweg sah ich ihn wieder.

Er saß im Wartehäuschen an der Bushaltestelle, im dünnen Sonnenschein. Blauer Nylonanorak, 13-Tage-Bart. Er hielt sich an einer Bierbüchse fest. Und er wartete. Er wartete auf einen Bus, der wohl niemals kommt. Zumindest nicht für ihn. Ein Wiedergänger *Knulps*, der sich wahrscheinlich aus Gründen der Diskretion ins Wartehäuschen setzte, weil es dort in dieser übersichtlichen Kleinstadt nicht so sehr auffällt?

Beim Wiederlesen fand ich gerade in den *Knulp*-Erzählungen, dass Hesse hier nicht, wie ihm so oft vorgeworfen wurde, holzschnittartig zwei Welten gegenüberstellt, also etwa: auf der einen Seite blauäugige Romantik à la Bruder Leichtfuß - auf der anderen die öde Selbst-Zufriedenheit eines kleinbürgerhaften Alltags. Es ist - und zwar auf beiden Seiten - etwas von der scheuen Sehnsucht nach dem jeweils anderen Leben zu spüren, nach dem ganzen Rätsel des Lebens, das sich im Anagramm des Nebels, der im irdischen Jammertal liegt, nicht auflöst.